

unterstützen; politisch kompromittierte Personen jedoch dürften sicherlich aufgefordert werden, so rasch als möglich in den Hintergrund zu treten.

Der Amtsantritt Baron Epismüllers.

Wien, 16. September. Aus Sarajevo, 15. d., wird telegraphiert: Der Gemeinsame ...

Schlupfwinkel des Schleichhandels.

Leopoldstädter Kaffeehausidyllen.

Also hinein! Es kostet einige Ueberwindung, dieses überfüllte Lokal zu betreten, aus dem infernalische Gerüche, wilder, aufgeregter Lärm und eine Wolke von kaltem Tabakrauch entgegenströmen, aber es gibt Kergeres. Will man die Hochschule des Schleichhandels, sein Zentrum und seine Werkstatt kennen lernen, so muß man eben dieses Kaffeehaus in der Leopoldstadt besuchen, das dem Ernährungsamt wie der Polizei und allen denen, die Mehl „um jeden Preis“ brauchen, gleich gut bekannt ist. Es ist die Börse des Schleichhandels, auf der die Preise gebildet werden, wo die Hausse und leider nie die Baissse einsetzt, von wo aus mit unheimlicher Schnelligkeit über ganz Wien und ganz Oesterreich die Order ausgegeben wird, Mehl, Süßentrüchtele, Kaffee, Tee und Tabak zu bestimmten Preisen abzugeben.

Also hinein und nicht auffallen! Zuerst bin ich verwirrt und bilde mir ein, in die Generalprobe einer Kinoaufführung geraten zu sein, zu einer „Volkszene“ oder „Panik bei einem Erdbeben“. Hunderte von Menschen, alte Männer mit langem Bart und Mantel, junge Burtschen, dicke Frauen mit mächtigen Federhüten, wie man sie in der Provinz vor zehn Jahren getragen hat, und viele Soldaten, ganz blutjung und solche, die aussehen, als wenn sie bei Pönnigrätz lädiert worden wären. Und von allen diesen Menschen sitzt beinahe kein einziger, sondern sie rennen aufgereggt umher, stehen, spazieren und reden sehr laut. In Gruppen von fünf oder sechs oder zehn stehen sie beieinander, und es ist fabelhaft, wie gut sie sich verständigen, obwohl alle gleichzeitig sprechen. Und schon löst sich die Gruppe, strömt und wirbelt auseinander, schließt sich zu einer neuen zusammen, gerät in Bewegung und wimmelt.

Auf dem Boden liegt der Staub fingerdick, und unerhörte Massen von Zigarettenstummeln. Man sollte gar nicht glauben, daß es in Wien noch so viel zu rauchen gibt. Sonst ist das Café durchaus nicht schäblicher als irgendein anderes Vorstadtlokal zweiter Güte, und es enthält nichts Besonderes als große weiße Plakate an den Wänden mit der Aufschrift: „Das Verkaufen und Herzeigen von Waren ist in diesem Lokal verboten.“ Ich sehe auch nirgends etwas von Waren, und wer sich einbildet, daß in dem Schleichhandelscafé Mehl und Butter zu sehen ist, der irrt gewaltig. Nur daß hier und dort ein Notizbuch in der offenen Hand liegt, ein Bleistift mit den Lippen befeuchtet und nach geflüstertem Diktat eine Bemerkung, eine Ziffer eingeschrieben wird. Dann entfernt sich der, der diktiert hat, geht zu einer anderen Gruppe; wieder kommt ein Notizbuch zum Vorschein. Ich glaube, daß nunmehr ein neuer Kurs, etwa für Linsen, endgültig festgelegt ist.

Zwischen all die Gäste, von denen keiner an einem Tisch sitzt, schieben sich der Kellner und einige Kellnerinnen, die den Umherstehenden den Tee mit Himbeersaft servieren, einfassieren, im Wege Stehende beiseite schieben und überhaupt sehr resolut sind. Eine Kellnerin wandt mit einer Trage voll Wädelereien umher, und sie kann gar nicht rasch genug von einem zum anderen kommen, da von allen Seiten nach ihr geschrien wird, Buchsteln von erheblichen Dimensionen, Torten, Mohnbeugeln und andere Dinge, die man nur mehr selten zu Gesicht bekommt, verschwinden blitzschnell von dem Brett. Ich möchte auch, aber ich traue mich nicht — das Prinzip „man weiß ohnedies nicht, von was man fett wird“ gerät ins Bankrott. Der Genius loci wertet einem den Mund zu.

Also nun einen Blick in die Geheimnisse des Schleichhandels. Ich nehme zur ersichtlichen Ueberraschung des Kellners, der flugertweise schielt und so die beiden Flügel des Lokales auf einmal überblicken kann, auf einem Stuhl an einem Tisch Platz, bestelle meinen Tee — fast möchte man sagen „Tschai“ — nupfe den Ganymed am Frackschößel, das fetter als ein ganzes staatliches Wochenquantum ist, zu mir herab und flüstere ihm zu, daß ich gern ein paar Kilo Mehl hätte.

Eine grimmige Enttäuschung. Der Kellner zuckt die Achseln und sagt etwas scharf und brünett: „Ich hab' kein Mehl! Wer hat denn Herrn gesagt, daß ich Mehl hab', ich wollt, ich